

Forschungsnotiz

Verbindungsstatus: Es ist kompliziert. Gedanken zur Ambivalenz von Nähe und Distanz bei der Nutzung von Facebook

Barbara Frischling (Graz)

Zusammenfassung

Dieser Beitrag fragt nach der Bedeutung von Nähe und Distanz bei der Nutzung sozialer Netzwerkseiten wie Facebook. Ausgehend von der These, Facebook sei als digitales Panopticon zu begreifen, soll dargestellt werden wie das Wechselspiel von Nähe und Distanz die alltägliche Nutzung dieses Social Web-Dienstes prägt. Zunächst möchte ich das vielschichtige panoptische Verhältnis beschreiben, das die Nutzung von Facebook beeinflusst. Anschließend gehe ich auf die Selbstpräsentation des Unternehmens ein, um aufzuzeigen, welche Bedeutung das „Spiel“ mit Nähe für das Gesamtbild des Online-Dienstes hat. Anhand von Interviewausschnitten sollen abschließend die Ambivalenzen, die durch das komplexe Verhältnis von Nähe und Distanz bzw. Gefühl und Ratio entstehen, aufgezeigt werden.

Im digitalen Panopticon

Ich gehe von der These aus, dass die soziale Netzwerkseite Facebook als vielschichtiges digitales Panopticon betrachtet werden kann.¹ Wie im Benthamschen Entwurf des idealen Gefängnisses wird ein bewusster und permanenter Sichtbarkeitszustand (Foucault 1994: 258) geschaffen. Um wirksam zu sein muss die Macht „sichtbar aber uneinsehbar“ sein: „sichtbar, indem der Häftling ständig die hohe Silhouette des Turms vor Augen hat, von dem aus er bespätet wird; uneinsehbar, sofern der Häftling niemals wissen darf, ob er gerade überwacht wird; aber er muss sicher sein, dass er jederzeit überwacht werden kann.“ (Ebd.: 259) Das digitale Panopticon unterscheidet sich jedoch von Benthams Gefängnisentwurf. Ein Unterschied besteht in seiner Vielschichtigkeit, denn es kann in unterschiedliche Richtungen wirksam werden. Während bei Jeremy Benthams' Modell des idealen Gefängnisses nur die GefängniswärterInnen die Möglichkeit haben die Position des Beobachters bzw. der Beobachterin einzunehmen, finden wir auf Facebook ein multiples Verhältnis von BeobachterInnen und Beobachteten vor. Die UserInnen können sich gegenseitig beobachten,² ohne dass der oder die

¹ Diese Forschungsnotiz berichtet Ergebnisse qualitativer Forschung, die im Rahmen einer Diplomarbeit in Volkskunde/Kulturanthropologie mit dem Arbeitstitel: „Zwischen Freiheit und Kontrolle. Nutzungspraxen von Facebook“ durchgeführt wurde.

² Sofern sie miteinander befreundet sind oder die Privatsphäre-Einstellungen der/des Beobachteten das zulassen.

Beobachtete etwas davon bemerkt. Gleichzeitig können aber die Beobachteten auch zu BeobachterInnen werden, was einen grundlegenden Unterschied zu Bentham's 'idealtypischen Gefängnis darstellt. Bei Facebook lässt sich nicht nachvollziehen, wer das eigene Profil zuletzt aufgerufen und betrachtet hat bzw. welche Teile (Fotos, Pinnwand usw.) betrachtet wurden. Sichtbar wird nur, wer aktiv Spuren, das heißt Kommentare oder Nachrichten, auf dem Profil hinterlässt oder den „Gefällt-Mir“-Button anklickt. Die Betreiber der Seite nehmen eine übergeordnete Position im digitalen Panopticon ein. Sie haben potentiell Einsicht in alle Daten und können Kommunikationsverläufe nachvollziehen. Facebook ist zwar nicht als Gefängnis im engeren Sinn zu betrachten, vielmehr scheint es ein von Freiheit durchzogener Möglichkeitsraum zu sein, hinter dessen Fassade der Freiheit sich jedoch Zwänge verbergen. Diese stehen in engem Zusammenhang mit dem Sichtbarwerden im digitalen Panopticon.

Der panoptische Charakter von Facebook prägt das Verhalten der UserInnen auf mehreren Ebenen, im Umgang mit Freundschaftsanfragen genauso wie bei der Gestaltung des Profils. Die „persönliche Öffentlichkeit“ (Schmidt 2009: 105f), der Kreis an Personen, der das gesamte Profil oder Teile davon sehen kann, beeinflusst das Online-Agieren ebenso. Der visuelle Charakter und die Dominanz von Bildern steigern den Anschein von Authentizität. Das Beobachten und Kommunizieren auf der sozialen Netzwerkseite erzeugt einen Eindruck von Nähe, ein Gefühl „dabei gewesen zu sein“. Durch den Status des/der unsichtbaren Beobachters/Beobachterin ist diese Nähe aber gleichzeitig durch Distanz geprägt. Das Bewusstsein, man könnte jederzeit beobachtet werden, führt zu Selbstkontrolle und Zurückhaltung. Andere beim Online-Agieren zu beobachten wird zur Normalität. Informationen, die normalerweise in Alltagsgesprächen ausgetauscht werden, sind durch die Bekanntgabe in Statusmitteilungen oder durch Fotos meist schon bekannt, sei es die Geburt eines Kindes, der Kauf eines neuen Autos oder der Urlaubsort.

Große Versprechen

„Facebook ermöglicht es dir, mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten und Inhalte mit diesen zu teilen.“ Dieser Slogan findet sich auf der deutschsprachigen Version der Startseite von Facebook. Der Leitspruch der sozialen Netzwerkseite weist auf das Potential und vermutlich auch auf das grundsätzliche Nutzungsmotiv der UserInnen hin. Er impliziert eine Einfachheit und betont die positive Komponente des Herstellens von Verbindungen zu „den Menschen in deinem Leben“. Somit wird er der enormen Bedeutung von effizientem Beziehungsmanagement im individualisierten Leben der Spätmoderne gerecht: „Durch die zunehmende Globalisierung und steigende Mobilität wächst für die Individuen die Anzahl potenzieller und tatsächlicher Kontakte. Um diese zu erhalten ist der Einzelne auf effiziente Methoden der Beziehungspflege angewiesen.“ (Autenrieth 2011: 152)

Außerdem folgt der Slogan der öffentlichen Präsentation des Unternehmens „Facebook“, die bemüht ist den emotionalen Mehrwert, der durch die Nutzung erlangt werden kann, hervorzuheben. Beispielhaft dafür steht die Kategorie „Stories“ am Profil des Unternehmens auf Facebook. In dieser Kategorie können UserInnen ihre persönliche Geschichte zu Facebook „posten“. Um dies zu verbildlichen wurden zwei unterschiedliche Einträge ausgewählt:

„Dear facebook, I dont know what to say, Except , THANK YOU !! My daughter just found me on facebook and it put back in my seat in tears. This has happened to people

all over the world I'm sure. There is a special place in Heaven for you guys, I'll help build it. Sincerely, From the bottom of my heart, Thank You so much.“

Eine jüngere Userin schreibt:

„Facebook, where can u find a site like this in this World? you can watch videos, you can chat some of your friends and it's just like 4 in 1 or 100 in 1 or all in one. We thank to the founder and creator of Facebook, Mr.Mark Zuckerberg for giving an inspiration to us, that we can make history at a young age." A good idea will makes you Billionaire" Thanks again Facebook!"³

Ganz im Sinne des User-Generated-Content-Prinzips nutzt das Unternehmen hier die „Stories“ der UserInnen als authentische Marketing-Maßnahme. Die positiven Effekte, die in den „Stories“ geschildert werden, stehen im Vordergrund und scheinen so jegliche Kritik in Hinblick auf Privatsphäre und Datenschutz zu unterlaufen. In Bezug auf die von den NutzerInnen generierten Inhalte lässt sich hier jedoch nicht von einer Verschiebung des Status von ProduzentInnen und KonsumentInnen sprechen, wie es der von Alvin Toffler geprägte Begriff „prosumer“ (Reichert 2008: 68) annehmen ließe. Schaefer (2011: 168) verweist in diesem Zusammenhang auf den Begriff der „extended culture industry“ der sich auf den Nutzen bezieht, den Unternehmen aus sogenanntem User-Generated-Content ziehen können bzw. bewusst ziehen. Laut Schäfer kommt durch die ökonomische Nutzung ihrer Inhalte, den UserInnen nicht der Status der ProduzentInnen zu, wie das von Bruns (2008), Benkler (2006) oder anderen, die eine „participatory culture“ postulieren, angenommen wird.

Hauptsache connected?

Verbindungen oder „connections“ (ein Begriff, der Assoziationen zur Technik hervorruft und deshalb angemessener erscheint) stellen in der von den Imperativen Flexibilität und Mobilität geprägten Spätmoderne ein wesentliches Bedürfnis der Menschen dar. Bezugnehmend auf den mit iPod ausgestatteten Menschen im öffentlichen Raum verweist Papacharissi (2010: 23) auf einen Status, der hier mit Hilfe von mobiler Musik, erlangt werden kann: Es handelt sich um den des „displaced yet connected urban flaneur“. Er zeichnet sich durch eine Widersprüchlichkeit von „Connectedness“ und gleichzeitiger räumlicher Abwesenheit aus. Obwohl sich der urbane Flaneur an einem anderen Ort befindet, werden durch ein Medium – hier Musik – Bezüge zu seinem Umfeld hergestellt.

„Connection“ stellt die rein funktionale Verbindung zwischen zwei „Polen“ dar, ohne zu charakterisieren, in welchem Verhältnis diese zueinander stehen. Ebenso verhält es sich mit den „Freunden“ auf Facebook. Schmidt (2009: 90) verweist darauf, dass dieser binäre Ausdruck der „Freundschaft“ oder „Nicht-Freundschaft“ unterschiedliche Stärkegrade derselben und weitere Differenzierungen nicht berücksichtigt. Obwohl Facebook mittlerweile viele Möglichkeiten bietet, die gesammelten Kontakte zu kategorisieren wird dies in der Praxis wenig genutzt. Es ist zwar, rein technisch gesehen, einfach Freundschaften abzulehnen oder Freunde zu entfernen. Freundschaftsanfragen von persönlich bekannten Personen abzulehnen

³ https://www.facebook.com/facebook?sk=app_143615955650480 (21. 02. 2011) Im Originaltext enthaltene Fehler wurden beibehalten.

oder die Online-Freundschaft mit diesen zu „beenden“ fällt den meisten UserInnen allerdings schwer. Die Befürchtung jemanden damit vor den Kopf zu stoßen oder zu verletzen überwiegt. Eine 25-jährige Studentin aus der Nähe von München erzählte mir von ihren Erfahrungen mit dem so genannten Beziehungsmanagement:

„Dann wollt ich auch so kategorisch rausbauen, wen ich gar nicht kenne eigentlich. Aber alle Freunde, die ich drinnen hab, die kenn ich auch. Also jetzt nicht vom Charakter her, sondern zum Beispiel die eine ist mit mir in der Volleyball-Mannschaft, die andere ist in der Tennis-Mannschaft, eine arbeitet mit mir zusammen im Cafe, die andre ist an der Uni und so weiter und sofort. Ja. Oder ähm dann gibt's über die Arbeit irgendwelche Verknüpfungen und die kannst du nicht einfach, also wenn du die zum Beispiel jetzt rausbauen würdest oder nicht annehmen würdest, dann wär das auch irgendwo ein Faux Pas. Weißt du das wär irgendwie so ein Schlag ins Gesicht, wenn dir irgendjemand zum Beispiel aus der Tennismannschaft das anbietet, oder über irgendeine Arbeit, und du sagst ‚ne nehm ich nicht an‘, ein Kollege, was weiß ich. Und so geht's ja immer weiter.“

Dieser Ausschnitt verdeutlicht die Komplexität des Themas und den Einfluss, den das soziale Umfeld auf die Nutzungspraxis hat. So verweisen Schmidt, Paus-Hasebrink & Hasebrink (2009: 28) darauf, dass Handlungsspielräume auf sozialen Netzwerkseiten nicht nur durch technische Grundlagen und „Relationen“ (Beziehungen zwischen Texten, Objekten und Personen), sondern auch durch „Verwendungsregeln“ geprägt werden. Diese umfassen neben den Allgemeinen Geschäftsbedingungen auch geteilte Routinen und Erwartungen vom Gebrauch einer bestimmten Anwendung“. Der gesellschaftliche Aushandlungsprozess darüber, was als Norm anerkannt wird und was als deviant gilt, ist keineswegs abgeschlossen. Bei einem jungen Phänomen wie Facebook, dessen UserInnenzahlen sehr schnell gewachsen sind, bleiben noch Bereiche, in denen Unsicherheit herrscht und die Handlungsspielräume sowie Raum für Experimente bieten.

Nähe trotz Distanz?

Facebook bietet also Potential um mit anderen Menschen in Kontakt zu bleiben. Aber welche Qualitäten erfahren UserInnen von Facebook in Bezug auf die zuvor angesprochene „Connectedness“ durch die Nutzung? Die soziale Netzwerkseite fungiert als ein Instrument, das es ermöglicht trotz individueller Tagesabläufe und räumlicher Distanzen Kontakt zu anderen zu halten. Durch das Mitlesen der Statusmitteilungen oder das Betrachten von Fotoalben wird das Gefühl erzeugt am Leben anderer Teilzuhaben, auch wenn keine aktive Kommunikation stattfindet. Dabei ist zwischen aktivem und passivem Kontakt zu unterscheiden. Zumeist handelt es sich bei dem auf Facebook stattfindendem Kontakt um ein passives Miterleben. Informationen können mitgelesen werden, ohne aktiv in Kontakt mit der anderen Person zu treten. Diese Art und Weise des Kontaktes kann sehr unterschiedlich betrachtet werden, wie die Gegenüberstellung von zwei Gesprächsausschnitten zeigt:

Die zuvor zitierte 25-jährige Studentin weist auf die positiven Aspekte hin, die sich dadurch ergeben:

„Ich find's halt generell einfach lustig, wenn ich an manche Sachen denk, ich find's einfach nett so in Kontakt mit anderen zu stehen und das auch so zu nutzen. Manchmal

ist es auch ganz, da find ich's schon schön zur Aufrechterhaltung von Kontakte[n], die man eben wie gesagt nicht so oft sieht. Auch wenn das nicht oft ist, dann schaut du vielleicht einmal in zwei Monaten. Aber du hast so ein bisschen Anteil am Leben. Und wenn du wirklich merkst, dem geht's nicht gut, rufst du sowieso an. Ansonsten find ich's einfach nur ganz nett, so als Zeitvertreib zwischendurch, wenn ich 'ne Uni-Pause brauch...“

Facebook erleichtert es Kontakte mit anderen aufrecht zu erhalten, gleichzeitig weist meine Gesprächspartnerin hier aber auch auf eine qualitative Unterscheidung zwischen dem Kontakt auf Facebook und einem Telefongespräch hin. Um ernstere, tiefergehende Themen zu besprechen, würde sie weiterhin das etablierte Medium bevorzugen.

Eine 24-jährige Studentin aus Graz erwähnte in diesem Zusammenhang eher die Defizite die sie in den Möglichkeiten, die Facebook bietet, sieht:

„Und eigentlich ist es für mich jetzt eher so ein Informationen einholen als Kommunikation. Es ist auch eine Form von Kommunikation, aber es ist jetzt weniger so dieses Schreiben, sondern auf Facebook sehe ich Profile von anderen Leuten und seh' zum Beispiel was aus meinen Volksschulkollegen [Grundschule; die Verf.] geworden ist. [...] Was es ist, ist vielleicht wirklich so eine virtuelle Welt, also wie ein großer Familientisch wo geredet wird. Und wo auch ganz viel geredet wird, was mich nicht interessiert, und wo ich mich auch davon distanzieren muss. Und es ist auch ein Suchtmittel. Wenn man eintaucht, in dieses Profile anschauen und so, das macht irgendwie süchtig, find ich. Also zumindest ist es mir am Anfang so gegangen, dass ich dann halt neugierig war. Es ist ja auch anonym also die Leute sehen nicht, ob du ihre Seite angeschaut hast oder nicht. Glaub ich zumindest...“

Dieses Beispiel verdeutlicht den Balance-Akt, den die UserInnen vollziehen müssen: Einerseits steht die Neugier, zu erfahren, was ehemalige KollegInnen heute machen, andererseits ein Überfluss an Informationen, der es erschwert persönlich Relevantes zu erkennen. Zudem weist diese Gesprächspartnerin auf das Verhältnis von BeobachterInnen und Beobachteten auf Facebook hin, das durch den digitalen Panoptismus zustande kommt. Die Unsicherheit darüber, ob andere Personen nicht doch sehen können, dass ihr Profil betrachtet wurde, ist symptomatisch für den digitalen Panoptismus, der zu einem mit Unsicherheiten aufgeladenen Umgang miteinander führt.

Ich argumentiere, dass Nähe und Distanz bei Facebook in einem ambivalenten Verhältnis zueinander stehen. Soziale Netzwerkseiten bieten zwar die Möglichkeit, Kontakte mit früheren SchulkollegInnen wiederherzustellen, jedoch bleibt dieser oft oberflächlich und wird nicht weiter vertieft. Dabei kommt es nicht zwangsläufig zur aktiven Kontaktaufnahme mittels privater Nachricht oder Chat. So erzählte mir eine 24-jährige Studentin aus Graz über die Kontaktaufnahme zu ihren ehemaligen SchulkollegInnen:

„Da hab ich dann auch Freundschaftsanfragen geschickt und die haben bis jetzt auch alle bestätigt, also die schauen wirklich oft rein, die Leute. Das war spannend, aber ich hab dann keine Nachricht geschickt, oder auf die Pinnwand geschrieben, weil für das wars dann irgendwie doch zu... ja zu distanziert. Aber es war interessant zu schau, was die jetzt beruflich machen.“

Die Online-Freundschaft wird zwar akzeptiert, die Distanz, die sich über mehrere Jahre, in denen kein Kontakt bestand, entwickelt hat, wird jedoch beibehalten. Obwohl Facebook diverse Möglichkeiten zur Kommunikation bietet, wird der Kontakt hier auf das passive Teilhaben beschränkt.

Aufgrund der Tatsache, dass die gesellschaftlichen Regeln und Normen rund um die Nutzung von Facebook noch nicht gefestigt sind, verbleiben größere Handlungsspielräume für die UserInnen. Eine Studentin (25), die neben dem Studium in einem Café jobbt, beschrieb mir, wie Facebook für sie eine Strategie darstellt, sich der permanenten Erreichbarkeit zu entziehen:

„wie gesagt, weil viele Sachen auch drüber laufen. Sei es von der Arbeit, dann hab ich viele Freunde mit denen ich im Restaurant arbeite, wo man sich auch darüber austauscht, wenn man Schichten tauschen möchte, so was.

I: Also weil's eher praktisch ist, da schnell zu kommunizieren?

Ja, weil ich hab ja auch keine Lust da zehn Kontakte von meiner Arbeit im Handy zu haben, weil da besteht auch die Möglichkeit, dass du dauernd erreichbar wärst, (grinst) wenn so was ist. Und da kannst du dann sagen ‚Ja ich war da jetzt ein paarmal nicht drin‘. Da kann man sich auch ein bisschen dahinter verschanzen. Bevor da jetzt jeder meine Telefonnummer hat...“

Diese Aussage weist auf eine Unverbindlichkeit hin, die die Kommunikation auf Facebook in sich zu tragen scheint. Vor allem gegenüber dem Mobiltelefon, das der Erreichbarkeit zu jeder Zeit an jedem Ort dient, bildet Facebook hier auch einen Fluchtpunkt. Die Art von Kommunikation, wie sie meine Interviewpartnerin beschreibt, ist zwar einerseits durch Unverbindlichkeit geprägt. Andererseits ermöglicht ihr Facebook, mehr Kontrolle über ihre Freizeit, indem sie ihre Erreichbarkeit selbst kontrollieren kann. Diese Kontrolle über die eigene, frei verfügbare Zeit ist im Kontext von flexibilisierten Arbeits- und Lebenswelten als wertvolle Ressource zu betrachten.

Betrachtet man weitere Gesprächsauszüge, tritt zudem eine Argumentationslogik zutage, die an rationalen Denkmustern orientiert ist. Diese grenzt sich stark von der betonten Emotionalität ab, die hinter dem Slogan „mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten“ steht. So erzählt mir eine 24-jährige Studentin von ihren persönlichen Gründen, die sie davon abhalten würden aus Facebook auszusteigen:

„Aber es erleichtert dir einfach wirklich die sozialen Kontakte. Also jetzt nicht, dass du die Leute findest, aber die Kommunikation wird einfach extrem erleichtert. Wenn du jemand brauchst, dann kannst du dir sicher sein, wenn du bei Facebook eine Nachricht schickst, dass die Person innerhalb von zwei Tagen sicher mal in Facebook ist und das einfach liest. Und sonst, schreibst du einen Brief...oder so...Ja die Erreichbarkeit der Personen ist einfach viel leichter gegeben.“

Im Sprechen über die Nutzung von Facebook lässt sich auch ein Effizienzstreben erkennen. Freundschafts- und Kontaktpflege werden unter funktionalen Aspekten betrachtet und so objektiviert.

Fazit

Das Paradoxon bei Facebook ist das ambivalente Verhältnis von Nähe und Distanz. Von Seiten des Unternehmens wird ein Bild propagiert, das sehr stark von gefühlsorientierten Aspekten dominiert wird. Gleichzeitig steht und fällt der Erfolg von Facebook aber mit der Bindung bzw. dem Anwerben möglichst vieler UserInnen. Aus der Perspektive der NutzerInnen steht die Kontakt- bzw. Freundschaftspflege, die durch die zunehmende Individualisierung an Bedeutung gewonnen hat, im Vordergrund. Dennoch ist der Umgang mit Kontakten auch von einem Effizienzstreben geprägt. Durch die Entgrenzung von Arbeitszeit und Freizeit prägen Zeitknappheit bzw. deren produktive Nutzung mittlerweile alle Lebensbereiche. „Mit dem Flexibilisierungsgebot etabliert sich eine neue Zeitrechnung, die schnellstmöglicher Markt-anpassung unbedingte Priorität einräumt, Traditionen und Routinen entwertet und auf kurze Zeithorizonte geeicht ist“ (Lemke 2004: 86). Je weiter fortgeschritten, die Flexibilisierung, desto wertvoller wird das Produkt Facebook für die UserInnen. Auch wenn die dadurch entstehende „Connectedness“ von Ambivalenz geprägt ist, immerhin bleibt man in Kontakt. Im digitalen Panopticon wird eine Kultur der Kontrolle etabliert, die sowohl auf andere als auch auf sich selbst bezogen ist. Im Spannungsfeld aus Selbst- und Fremdkontrolle etablieren sich Unsicherheit und Misstrauen im alltäglichen Miteinander. Zugleich erfährt der Freundschaftsbegriff eine Umbewertung. Dies geschieht jedoch nicht vordergründig auf der begrifflichen Ebene – alle meine GesprächspartnerInnen gaben zwar an, dass die Facebook-Freunde nicht mit ihren „richtigen“ Freunden gleichzusetzen sind – sondern wird vielmehr durch das Effizienzstreben, das hinter der Logik des Beziehungs- und Kontaktmanagements auf Facebook steht, vorangetrieben. Daher ist abschließend die Frage zu stellen ob die durch Facebook vermittelte Nähe nicht gleichzeitig zu mehr Distanz führt.

Literatur

- Autenrieth, Ulla P.*, 2011, MySelf. MyFriends. MyLife. MyWorld: Fotoalben auf Social Network sites und ihre kommunikativen Funktionen für Jugendliche und junge Erwachsene. S. 123-162, in: *Klaus Neumann-Braun* und *Ulla P. Autenrieth* (Hg.): Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co. Baden-Baden. Nomos
- Benkler, Yochai*, 2006, The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom. New Haven, London. Yale University Press.
- Bruns, Axel*, 2008, Blogs, Wikipedia, Second Life, and beyond. From Production to Produsage. New York. Peter Lang.
- Foucault, Michel*, 1994 (1976), Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main. Suhrkamp.
- Lemke, Thomas*, 2004, Flexibilität. S. 82-88, in: Ulrich Bröckling et. al. (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/Main. Suhrkamp.
- Papacharissi, Zizi A.*, 2010, A Private Sphere. Democracy in a Digital Age. Cambridge und Malden, MA. Polity.
- Reichert, Ramon*, 2008, Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechniken im Web 2.0. Bielefeld. Transcript.

Schaefer, Mirko T., 2011, *Bastard Culture! How User Participation Transforms Cultural Production*. Amsterdam. Amsterdam University Press. Online verfügbar:
http://www.mtschaefer.net/media/uploads/docs/Schaefer_Bastard-Culture_2011.pdf (29.07.2011)

Schmidt, Jan-Hinrik et. al., 2009, Zur Erforschung der Rolle des Social Web im Alltag von Heranwachsenden. S. 13-40, in: *Ders. et. al.* (Hg.): *Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. Düsseldorf. Vistas.

Schmidt, Jan, 2009, *Das Neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0*. Konstanz. UVK.

Kontakt zum Autor:

babsfrischling[at]hotmail.com

Bitte diesen Artikel wie folgt zitieren:

Frischling, Barbara (2012): Verbindungsstatus: Es ist kompliziert. Gedanken zur Ambivalenz von Nähe und Distanz bei der Nutzung von Facebook. In: Zurawski, Nils / Schmidt, Jan-Hinrik / Stegbauer, Christian (Hrsg.): Phänomen „Facebook“. Sonderausgabe von *kommunikation@gesellschaft*, Jg. 13, Forschungsnotiz 1. Online-Publikation: <http://nbn-resolving.de/nbn:de:0228-201213083>